Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 22

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641862

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
2. Juni
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Musik. Zwei Gedichte von Otto Frei.

Mädchen am Klavier.

Mit Händen, die ganz schuldlos sind,
Greift sie ins schimmernde Gebreit
Der Tasten, daß es blau und lind
Wie Frühling und so weltenweit
Aus den erweckten Saiten rinnt.

Nun dräut kein Weh mehr und kein Zwist;
Sie jubelt hell zu Klang und Schall,
Bis daß auf eine selige Frist
Ihr Singen wie ein Glockenfall
Von rot und goldnen Blüten ist . . .

Der Klang.

Aus ewigen Träumen aufgeschreckt
Ergeht er sich in sieben Winden,
Das Echo seiner selbst zu finden.
Er glitscht und gleitet, jubelt und erweckt
Zahllose Brüder, bis nach Schall und Hall
Das klanggewordne stille All
Ihn holden Hauches überdeckt.

Ein Hauch des Hauches fiel
Mir unvermerkt ins Ohr.
Er taucht in meiner Seele nieder und empor
Und tönt — o wundersames Spiel! —
Dort
Ewig fort . . . .

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 22

„Und schreibe du ruhig weiter, Rahel. Wenn du magst, schicke mir deine Arbeiten. Ich habe einen Freund . . .“

„Nein, das nicht. Nein, zeigen darfst du das niemand, was ich schrieb.“

„Gut. Aber einmal mußt du ja doch dran. Warum nicht gleich? Beiß doch die Zähne zusammen und lach' dazu, wenn einer es dir heruntermacht. Was ist verloren? Ein wenig Papier und Tinte.“

Rahel lachte, aber rasch erlosch der helle Schein auf ihrem Gesicht. „Es war wie ein Nordlicht, als du von Rom sprachst“, sagte sie. „Und es glänzte in allen Farben, als ich dachte, ich solle mit dir dort leben dürfen.“

„Rahel, ich hätte dir nicht davon reden sollen. Aber, wer weiß, vielleicht hätte es dir gar nicht so gefallen dort unten in Rom, du bist so anders . . .“

„Eben darum möchte ich hin, damit ich nicht mehr anders sei als die Mädchen, die du dort kennst. Ich merke, daß ihnen das Leben leichter fällt, weil sie es leichter nehmen. Dir gefallen sie ja so gut, und du bist selbst wie ein fröhlicher Morgenwind, der alle die dunklen Wolken vor sich her treibt. So will ich auch werden. Aber hier, wenn ich noch lange hier bleibe, balle ich mich zu einer grauen Nebelwand zusammen, oder zu einer Regenwolke. Fröhlich sein ist so schön. Niemand ist fröhlich mit mir. Auch Johannes nicht. Er tröstet mich und richtet mich auf, wenn ich traurig bin, und wirkt wie eine milde, heilende Sonne, aber den Morgenwind, den vermisse ich.“

„Rahel“, sagte Sidney beinahe ergriffen. „Glaub' mir, das nächste Mal kämpfe ich besser um dich. Ich habe nicht gewagt, dich aus allem herauszureißen, und . . .“ Er war viel zu ehrlich, um weiter zu reden. Herrgott, nur sich nicht besser machen als man war. „Weißt du, Rahel, ich habe eine Art Angst bekommen, mitten im Reden. Ich wage es noch nicht, dich mitzunehmen, darum gelang es mir nicht. Und du auch, du hast nicht genug Mut gehabt. So erreicht man nichts, darum müssen wir warten, bis die Zeit da ist. Glaubst du, daß ich mir Mühe um dich geben werde?“

„Oh, ja, Sidney, das glaube ich. Und vielleicht wär's auch zu schön gewesen.“

„Oder noch nicht schön genug“, sagte Sidney.

— — — — — — — — — — —

Frau Adeline Petitpierre ging die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer, Karoline hinter ihr. Sie hielt eine kleine, altmodische Ligroinlampe in der hocherhobenen Hand. Das Flämmchen zuckte und flackerte und kämpfte schwer um sein Leben. Beim Eintreten in das große, kalte Schlafzimmer erlosch es, und Karoline zündete eine Wachskerze an, die in einem silbernen Leuchterchen auf einem runden Tisch neben dem Bett stand. Das sich auch in Dörfern immer mehr einbürgernde Gaslicht wünschte Adeline nicht in ihrem Schlafzimmer zu haben, da in den Zeitungen alle Augenblicke Unglücksfälle gemeldet wurden. Sie fürchtete sich nicht vor dem Tod, aber, so sagte sie, wenn sie sterben mußte, so wollte sie wissen, daß sie sterbe.

Sie entkleidete sich langsam. Karoline nahm ihre Kleidungsstücke in Empfang, als gehörten sie einer Königin, schüttelte das Samtkleid, den seidenen Unterrock, sogar die Strümpfe auf dem Balkon lange aus, und legte alles aufs sorgfältigste über einen Stuhl. Endlich war Adeline fertig mit dem Entkleiden und legte sich in die spitzenbesetzten Kissen, müde, sie, die sonst Müdigkeit nicht gekannt, sie verachtet hatte und darum bei andern nicht daran glaubte. Auf ihrem Antlitz lag eine große Hoffnungslosigkeit. Sie war gierig zu hören, daß sie noch immer Adeline Petitpierre sei, ebenso geehrt, ebenso bewundert und ebenso beneidet wie früher. Karolines Ergebenheit bettete sie weich in Schmeicheleien, die für die Kammerfrau keine waren. Sie überbot sich selbst darin, denn sie fühlte mit dem Tastsinn fanatischer Liebe, daß ihre Herrin und Milchschwester nichts so sehr ersehnte und daß ihr nichts so notwendig war, als daß ihr wankendes Selbstgefühl gestützt werde. Solange sich Karoline erinnern konnte, war das nie notwendig gewesen, im Gegenteil, Adelines Stolz war sprichwörtlich geworden und ihr Selbstbewußtsein so stark, daß es Schwächere verletzte. —

Bewegt sah Karoline auf das feine, schmale, scharf geschnittene Gesicht. Vorsichtig setzte sie ein, begann Rahel zu kritisieren, die noch Unentwickelte und Werdende mit der Persönlichkeit Adelines zu vergleichen, des jungen Mädchens Herkunft zu unterstreichen, ihre Schwächen zu betonen, zu wiederholen, wie günstig sich gesellschaftlich hochstehende Personen über Adeline Petitpierre geäußert, was das bewundernde Dorf sagte, und brachte das alles fertig, ohne zu lügen oder ein einziges Wort gewöhnlicher Schmeichelei zu gebrauchen. Diese geschickte Entwertung ihrer Pflegetochter beruhigte Adeline und hob ihr Selbstgefühl. Zugleich ihren Stolz, und damit erwachte wieder ein dumpfer Haß gegen Rahel und wider Willen ein Zorn in ihr, der nach Betätigung suchte. Was sie früher unbewußt treibend in sich wahrgenommen, wurde ihr nun bewußt. Ihr ganzes Wesen erhob sich gegen Rahel. Lange lag sie unbeweglich da, Karoline saß neben ihr, schweigend und nicht mit den Wimpern zuckend. Es verlangte Adeline aber nach Aussprache. Die Stunde war da, die Karoline ersehnt hatte, wenn sie auch wußte, daß ihre Herrin sich nur verschleiert ihr zeigte und es ihr und sich selbst verhehlen wollte, daß auch sie menschlichen Regungen und Schwächen unterworfen war.

„Karoline", begann Frau Adeline, mit dem Ton, den die Kammerfrau kannte. „Ich möchte mein Testament machen."

„O, Frau Petitpierre, jetzt schon?"

„Laß das, Karoline. Es ist immer hohe Zeit, sein Testament zu machen. Weißt du, ob ich morgen noch lebe? Du, Karoline, sollst im weißen Haus bleiben bis zu deinem und Velusas Tod. Ich setze euch eine Rente aus, die ebenfalls erst mit eurem Tode erlischt. Ich sage dir das alles, damit du Zeuge seiest, im Falle mein letzter Wille angegriffen würde. Ich werde auch schriftlich darüber reden", und du wirst die Blätter bewahren."

„O, Frau Adeline", rief Karoline und beugte sich tief über Adelines Hand, wagte aber nicht, sie zu berühren.

„Die Möbel der braunen Wohnstube sollen dir gehören."

Karoline rührte sich nicht. „Du wirst mein Grab pflegen, Karoline?" sagte Adeline in einem für die Untergebene rührend bittenden Ton.

Plötzlich kniete Karoline am Bett Adelines. „Ich habe nie einen Menschen lieb gehabt als Sie", sagte sie leise. „Nie, nie, nie. Ich hasse die Menschen alle. Und wer Sie beleidigt, oder wer Ihnen wehe tut..."

„Karoline", rief Adeline, und der Ton ihrer Stimme war so schrill, daß Karoline sich wie von einem Peitschenschlag getroffen fühlte. „Wer sollte mir weh tun? Wer beleidigt Adeline Petitpierre?" Sie war in die Höhe gefahren; nun ließ sie sich wieder in die Kissen fallen. „Legate sind da, sie werden nicht beanstandet werden", fuhr sie fort. „Mein Vermögen..." Adeline schwieg. Karoline wußte, daß in einem früheren Testament Adeline Rahel als Haupterbin eingesetzt hatte. „Karoline, ich will einige Aenderungen treffen. Ich möchte nicht zugunsten einer einzigen alle andern verkürzen."

„Das wäre Ihrer Gerechtigkeit nicht würdig", sagte Karoline, die sofort begriff, was Adeline zu tun gedachte. „Auch möchte ich nicht, daß man mich noch über das Grab hinaus tadeln könnte und mit Zorn meiner gedenken."

„Frau Petitpierre ist Herrin über ihr Vermögen. Wer wollte ihr da hineinreden dürfen?" sagte Karoline.

„Meine Nichte Rahel erwartet wohl, Haupterbin zu werden", sagte Adeline.

„Fräulein Rahel?" fragte Karoline verächtlich und unendliches Erstaunen klang in ihrer Stimme mit.

„Welches Recht hat Fräulein Rahel zu solchem Begehren? Sie hat wahrhaftig genug Wohltaten von Ihnen empfangen. Alles was sie ist und hat, verdankt sie ja Ihnen."

„Natürlich kann von enterben keine Rede sein", sagte Adeline; „im Gegenteil, sie soll durchaus nicht vergessen werden."

„O, Frau Petitpierre ist ja so freigebig. Auch da, wo es ihr nicht gedankt wird. Sogar da, wo das Gegenteil der Fall ist."

„Karoline, Rahel wollte mich verlassen. Sie wollte mit Herrn Sidney nach Rom ziehen."

„Mit Herrn Sidney?" schrie Karoline laut. „Also doch." „Was doch?" „Ach, sie schwatzen im Dorf." „Laß das Dorf schwatzen. Aber daß man schwatzt... über jemand aus meinem Hause..." „Und Fräulein Rahel wollte

Sie wirklich verlassen? Sie allein lassen? Nachdem Sie seit dem ersten Jahr ihres Lebens..."

„Karoline, ich gedenke, Rahel das kleine Haus und den Weinberg vor Bellerive zu hinterlassen."

„Sie sind großmütig wie immer", sagte Karoline.

„Mein Vermögen, das Haus in der Stadt, die beiden andern Weinberge sollen meinem Neffen gehören. Er ist ein Künstler von so großem Talent, ich las, von Genie, daß ich ihm helfen möchte. Die Familie Schwendt hat zwar Ehrenmänner, tüchtige Leute, ja hervorragende Staatsmänner hervorgebracht, aber noch nie einen Künstler. Ich will die Familie in Herrn Sidney ehren, und ihn durch mein Testament zugleich dafür belohnen, daß er entgegen allen Prophezeiungen der Familie Ehre macht. Du bist sehr klug, Karoline, was denkst du über meine Absicht?"

„Sie ist wohlüberdacht und gut angebracht", sagte Karoline. „Und sollte später Herr Sidney das Fräulein Rahel heiraten, so würde ja auch sie des großen Vermögens teilhaftig werden, und... mit Recht."

Adeline schnellte auf. „Das soll nicht sein. Ich zeihe Rahel der Undankbarkeit, und Undankbaren schenke ich nicht gern."

„Es gibt ja Bedingungen. Das Vermögen wäre vielleicht dem Herrn Sidney zu vermachen und dabei zu bemerken, daß die Erblasserin Ehen unter Verwandtschaft nicht billigt, und daß darum..."

„Karoline", sagte Adeline. „Karoline..."

„Frau Petitpierre haben sich ja oft in diesem Sinne geäußert, haben ja selbst die Hand des Herrn Benjamin Schwendt ausgeschlagen aus diesem Grunde, daß jedermann die große Einsicht der Frau Petitpierre billigen wird."

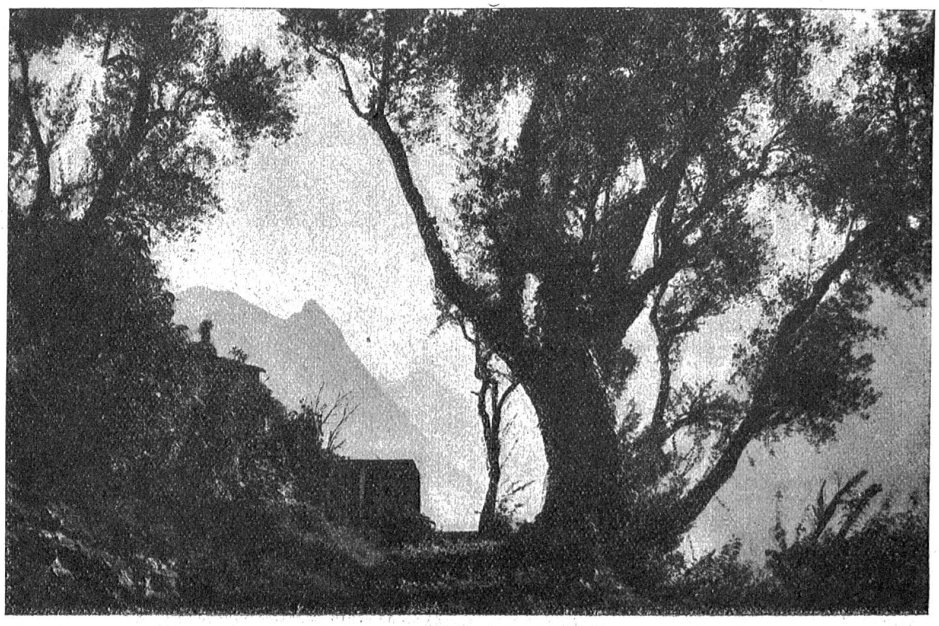
„Du hast recht, Karoline. Ich werde meinen letzten Willen in diesem Sinne verfassen." Sie schloß die Augen, und sah aus wie tot. Karoline bebte vor Angst, ihre Herrin könnte in einer Art Vorahnung ihr Testament gemacht haben. Sie fühlte wiederum mächtigen Zorn aufsteigen gegen den, der ihre Herrin in ihrem Tiefsten getroffen, in ihrem Stolz. Sie begriff, was sie litt, begriff, was diese Frau, die, solange sie lebte, keines ihrer Gefühle je gezeigt hatte, aus Furcht, sie möchten verletzt oder verlacht werden, qualvoll peinigte. Sie begriff, wie Adeline sich innerlich wand und krümmte, um einer Liebe willen, die sie als beschämend empfand. Karoline wagte es, nahm Adelines Hand, beugte sich behutsam über sie und drückte sie dann endlich an ihre Wange.

Plötzlich erschrak sie aufs tiefste, als Adeline mit einem Laut, der beinahe ein Schrei war, schmerzlich aufweinte. Ein nicht endenwollender Tränenstrom folgte. „Frau Adeline... liebe... liebe... teure Frau Adeline..." stammelte Karoline.

Endlich bat Adeline: „Lösche das Licht und gehe. Ich bitte dich..." Karoline erhob sich und wandte sich, um zu gehen. „Karoline, du bist mir viel", hörte sie ihre Herrin flüstern.

Erschüttert ging Karoline aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)



Olivenhain im Tessin.

Bergfrühling im Tessin.

Skizze von Frieda Brunner.

Föhn und Sturmwind haben ihn auf ihren breiten Schultern jauchzend hinaufgetragen ins abgelegene, wasserdurchsprudelte Sonnental.

In den Klüften tosen und schäumen die Wasser und stürmen aufgeregt dem rauschenden Brenno zu. Er aber kümmert sich nicht viel um seine alten Bekannten, wenn sie auch größer und stärker geworden und wilder denn je zu ihm herabtollen dies Jahr. Immer ist Platz genug an seiner Seite für die wilden Gesellen. Aber wenn sie ihm den Weg versperren mit all dem unnützen Zeug, das sie an sich reißen bei ihren rauflustigen Sprüngen über Stock und Stein, über hohe Felswände hinaus und mitten durch alte Kastanienhaine und dunkelgrüne Tannenwälder, dann schäumt auch er wilder auf denn je. Sie sind es, die seine grünen Ufer niederreißen mit Baum und Strauch, wie es ihnen gefällt und wenn die schwarze Erde, die fallenden Bäume, die rollenden Steine sich ihm, dem alten, sonst friedlich gesinnten Brenno entgegenwerfen, schiebt er sie fort mit all seiner Kraft und voller Verachtung. Die jungen, sprudelnden Bächlein aber, die neugebornen Frühlingskinder, nimmt er mit väterlicher Liebe auf; er wickelt sie in milchweißen Schaum und trägt sie auf seinem Rücken durchs grünende Tal hinab, bald über mächtige Steinblöcke springend oder in feinem Sande spielend. Dazu singt er immerfort neue Verse in der uralten Melodei, die seit Jahrhunderten das ganze Tal erfüllt.

Oben, den verschneiten Berghängen nach, streicht der Föhn. Mit warmem Hauch bringt er neues Leben in die unwirtlichen Höhen, schmilzt den Schnee, fegt den Himmel blau und färbt die Weiden grün. Dunkelblaue Enzianen erschließen ihren Blütenkelch, um Sonne aufzufangen und